

Prolog

Das Leben beginnt bereits vor der Geburt. Es sind die Verhältnisse, in die jeder hineingeboren wird, und die Umstände, die zunächst unentrinnbar sind – die menschlichen wie die materiellen. Wir können ihnen entkommen und werden ihnen doch wieder begegnen, und dann helfen sich, wie in meinem Fall, die verdrängten persönlichen Trümmerreste auf. Schließlich werden die Wurzeln der eigenen Existenz sichtbar, greifbar an den Häusern und Straßen, in denen wir gelebt haben, an den Menschen, an die wir uns noch erinnern, und schließlich auch an unserem Denken und Fühlen. So ausgebreitet sind die Erinnerungen wie die zusammengewürfelten Angebote eines Flohmarktes – kaum Antiquarisches, dafür umso mehr Alltägliches, von dem jeder selbst schon genug hat. Es sind unsere Gefühle, die bestimmen, wie wir unsere Erinnerungen sortieren – oben oder ganz unten, hinter der Unterwäsche in der Kommode versteckt oder unter der Matratze. Mein Muster ist *Patchwork*, ich knüpfe also einen Flickenteppich und keinen Orientteppich aus großen Erinnerungen.

Ich habe mich einige Jahre lang in den Erinnerungen treiben lassen, habe gesammelt und aufgeschrieben, ausgeklammert und mich doch getraut, ich habe die Grenzen der eigenen Verletzlichkeit gesucht und die anderer, mir nahe stehender Menschen respektiert. Nicht alles eignete sich zum Erzählen, weil jeder das eigene angeschlagene Geschirr im Schrank stehen hat und meines daneben überflüssigen Platz in Anspruch nehmen würde. Ich habe also das Erlebte, soweit es meine Kindheit betrifft, in freundliche Gewänder gekleidet, nicht um zu verhüllen oder einen falschen Anschein zu erwecken, sondern um ihm einen Rahmen zu geben, der das Gewöhnliche erzählbar macht. Später gab es genügend interessante und auch lustige Begebenheiten, so dass ich nicht zum letzten Mittel – *Szenen einer Ehe* – zu greifen brauchte, um Neugier zu wecken. Etwaige Leser könnten allerdings einwenden, mein Leben habe vorzugsweise aus Urlaubserlebnissen bestanden. Nun ist dies keine Biografie, sondern ein Lebensalbum, vergleichbar mit einem Fotoalbum. Niemand käme auf die Idee, hässliche Fotos zu sammeln und einzukleben. Wenn ich trotzdem mit dem 15. März 1945 und mit Angst und Not beginne, dann gestatte ich den Blick auf einen Teil meines Lebens, der vor meiner Geburt liegt.

15. März 1945

Als ich auf dem Foto meine Großeltern erkannte, blieben mir für einige Sekunden die Gedanken stehen. Die Großeltern waren auf dem Foto nicht sichtbar, aber gerade deshalb – und weil das nicht Sichtbare keine Einbildung war – wurde mir schwindelig.

Das Negativ war säuberlich am linken Rand mit Orts- und Zeitangaben beschriftet worden. Die Royal Air Force hatte die Luftaufnahme am 15. März 1945 um 20.25 Uhr, wenige Minuten vor dem Beginn des britischen Flächenangriffs auf die Stadt, aufgenommen. Das gleißende Licht der Leucht- und Zielmarkierungsbomben verwandelte die Klöckner-Hütte, die Akkumulatorenfabrik und das gesamte Stadtzentrum mit dem Hauptbahnhof und den sich daran anschließenden Gleisanlagen auf dem Foto in große weiße Kleckse; mühelos beleuchtete das Licht den angrenzenden Stadtteil. Ich betrachtete das Raster der Straßen, versuchte mich zu erinnern und holte schließlich einen Stadtplan hervor. Jetzt erkannte ich die Lange Straße, in der ich geboren wurde, die Pelmkestraße, in der die Volksschule stand, und gleich um die Ecke die Eugen-Richter-Straße, in der meine Großeltern wohnten, die Eltern meiner Mutter.

Großvater war damals etwa fünfundfünfzig Jahre alt und arbeitete bei der Reichsbahn. Sein Alter und der Arbeitsplatz an einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt schützten ihn vor der Front. Wenn er am 15. März 1945 um 20.25 Uhr nicht am Bahnhof war, dann musste er zu Hause gewesen sein. Ich zweifelte nicht daran, dass die Großeltern auf dem Foto waren. Ich würde sie sogar sehen können, dachte ich, wenn ich nur nahe genug herankäme, wenn ich loslassen würde... Ich fixierte den schmalen hellen Strich auf dem Foto, der sich verbreiterte, erst nur langsam und dann rasend schneller, bis zunächst die Straße und dann das in der Reihe mit anderen stehende mehrstöckige Mietshaus mit der aufgelockerten Fassade und den karmesinroten Verblendern Konturen annahm. Die Wohnung der Großeltern befand sich in der ersten Etage auf der linken Seite, wenn man die Treppen hinauf stieg. Links in der Wohnung lag auch das Badezimmer, rechts das Schlafzimmer, dahinter das stets verschlossene und unbenutzte Wohnzimmer, das *gute Zimmer*, und am



Ende der kurzen Diele die geräumige, über Eck zum Badezimmer gebaute Wohnküche mit dem Balkon zur Rückseite des Hauses hinaus.

Wie jeden Abend sitzen die Großeltern in der Wohnküche im trüben, stinkenden Licht einer Karbidlampe. Sie schweigen seit einigen Tagen wieder. Auch ohne den ihnen zur Gewohnheit gewordenen Streit könnten sie im wie einstudiert ablaufenden Alltag ohne Gespräche auskommen. Jeder kennt seine Pflicht im Leben und erfüllt sie; das bedarf keiner Fragen und es gibt keine Abweichung, kein Wanken in dieser Haltung.

Luftschuttsirenen heulen auf. Jeder fragt sich, wohin die Flugzeuge diesen Abend fliegen werden; jeder trägt die Angst mit in die Bunker und Keller, als brauche sie ebenso Schutz vor dem Wahnsinn, der sich jede Nacht in einer anderen Stadt ereignet. Vielleicht fliegen sie bis nach Berlin, wo Großvaters Bruder und Großmutter Schwester wohnen. Sie lebten noch vor einer Woche, als der Bruder eine Nachricht über einen Bekannten bei der Reichsbahn übermitteln ließ.

Großvater geht zum Fenster und hakt die schweren Decken ein, damit kein Licht durch das Fenster dringt. Die Scheibe in der Tür zum Balkon verhängt er mit einem dunklen Tuch. Polternd fällt der Ochsenziemer von der Wand. Der Großvater hebt ihn auf und hängt ihn zurück an seinen Platz neben der Balkontür.

Am Küchenschrank zieht er einen Schnellhefter aus der Schublade. Zwei dicke Gummiringe längs und quer halten den Inhalt zusammen. »Persönliches« steht mit lila Kopierstift in Sütterlin auf dem blassroten Pappendeckel, darunter und auf der Rückseite sein Namensstempel. Aus einer Lederaktentasche entfernt er die Einlage aus Zeitungspapier. Die Tasche ist alt, aber sie darf durch die Kohlen, die er täglich vom Bahnhof mitbringt, nicht verschmutzen. Auch auf der Innenseite der Klappe befinden sich ein Abdruck des Namensstempels, schon stark verblasst, und darunter noch einmal sein Name in Tinte.

Zuletzt löscht er das Licht in der Karbidlampe.

Im Hausflur gehen Türen. Die Bewohner des Hauses fliehen wie viele Abende vorher in den Keller. Niemand geht mehr nach oben auf den Dachboden, um Brandbombentreffer mit Sand zu bekämpfen, wie es in den Luftschutzübungen gezeigt wurde.

Die Großeltern ziehen in der Diele Mäntel über. Der klare Himmel hat kühle Luft mitgebracht. Dass es noch einmal Sommer werden könnte, daran denkt der Großvater nicht, aber wie in jedem Jahr wird

er in den nächsten Wochen den Garten bestellen, wenn es die Luftlage zulässt. Großvater nimmt den Koffer, der jetzt immer an der Garderobe steht, und die Aktentasche. Einen Augenblick horcht er auf das anschwellende Dröhnen der Flugzeugmotoren, bis er die Wohnungstür hinter sich zuzieht. Dann folgen Detonationen.

Großmutter bewegt die Lippen stumm. Sie betet schon lange nicht mehr laut. Ein Lichtschein fällt durch das Fenster im Treppenhaus; zunächst nur ein Flackern, dann wird er zunehmend heller.

»Die Akkumulatorenfabrik«, bricht der Großvater unvermittelt das Schweigen. Er versucht, den Kopf so weit wie möglich nach rechts zu drehen, um durch das schmale Fenster die Angriffsziele zu erkennen. Auch vom Bahnhof her leuchtet es grell.

»Heute trifft es uns«, sagt er.

Die Luft ist inzwischen angefüllt mit einem dröhnenden Brausen. Ein tödlicher Schwarm fliegt über der Stadt. Jetzt fallen die Einschläge in schneller Folge, ohne Takt. Die Großeltern hasten die Treppe hinunter in den Keller.

Etwa achthundert Menschen werden an diesem Abend ums Leben kommen. Ganz genau weiß es später niemand, denn man hält sich in diesen Zeiten nicht mit dem exakten Zählen von Toten auf. Das Haus in der Eugen-Richter-Straße bleibt verschont.



Dachboden
(1946 – 1952)

Ich war wach geworden, betrachtete die Decke des Schlafzimmers und lauschte auf das gleichmäßige Atmen meiner Eltern. Dann stand ich in meinem Gitterbettchen auf und zog die Hose des Schlafanzugs herunter.

Die Erinnerung an diesen Moment, an das über die ersten sechs Lebensjahre zuunterst liegende Ereignis, löste bei mir später den Gedanken an Schuld aus. Mag sein, dass meine Mutter gerade erwachte und ich mich bei unrechtem Tun erlappt fühlte. Vielleicht stand in dem Augenblick, in dem ich die Hose herunter zog, noch warme stickige Luft vom Vortag unter dem Dach des dreistöckigen Mietshauses, auf dessen Trockenboden provisorisch zwei Holzverschlüge mit jeweils zwei Zimmern eingerichtet worden waren. Die Dachlukenfenster lagen nach vorne zur Straße und waren viel zu klein, um die sommertags angestaute Wärme nach außen zu lassen. Auch das Licht ließen sie nur spärlich hindurch, genug immerhin für eine Frisierkommode an der gegenüberliegenden Wand. Besonders mochte ich die Seitenspiegel der Kommode, weil sie sich so verstellen ließen, bis ich mich unendlich vervielfältigte. Auch von den glänzenden Messingwinkeln, mit denen die Glasplatten auf den Nachtschränken fixiert waren, ging eine nicht erklärbare Faszination aus; ich befühlte sie gerne mit den Fingerspitzen und strich über die Köpfe der kleinen Nägel.

Die Küche nebenan sah ich in meiner Erinnerung stets aus dem gleichen Blickwinkel von der Eingangstür her, die gleichzeitig auch die Wohnungstür war. Gleich rechts befanden sich der Kohlenherd und der Spülstein, daneben die Tür zum Schlafzimmer, auf die sich bereits die Dachschräge neigte, unter dem Dach eine Chaiselongue mit dem Esstisch davor, links im Zimmer der massive Küchenschrank, vanillefarben gestrichen. In einer der Ecken der Küche hing der Vorhang, hinter dem die Putzgerätschaften verstaut waren. Den größten Teil des Fußbodens bedeckte ein mit Orientmuster bedruckter Balatum-Teppich. Er riss leicht an den Kanten aus und merkte sich die wichtigsten Laufwege.

Der Küchentisch war der Mittelpunkt der Wohnung. Essen, reden, sitzen, ausruhen, arbeiten – der Tisch verband eine fünfköpfige Familie, die sich ohnehin nicht aus dem Wege gehen konnte. An ihm spiel-

ten sich die kleinen Dramen ab, die der drei Jahre ältere Bruder Paul mit seiner beharrlichen Weigerung inszenierte, die Schularbeiten zu machen, hier wurden mit ihm die Diskussionen über die wieder einmal zerbrochene Schiefertafel geführt, sobald er sie aus dem Schultor-nister gezogen hatte. Auf den Küchentisch wurde der schäbige Koffer gelegt, den die Oma, Vaters Mutter, zweimal im Jahr vom Hof aus dem Münsterland mit der Bahn schickte, gefüllt mit Speck, grober Leber- und Blutwurst, Wurstebrot, Schweineschmalz und Grieben, und wohl auch einer Mettwurst. Sogar Eier fanden auf diesem Weg unbeschädigt zum Dachboden hinauf. Paul und ich halfen beim Auspacken, suchten nach den leckeren Dingen – Mettwurst und Schweineschmalz und die Tüte mit Grieben, und fürchteten das Ausmaß an Wurstebrot und Blutwurst, die wir nur mit Ekel hinunterwürgen konnten.

Am Küchentisch stillte die Mutter auch Ulrich, den Neugeborenen. Einmal durfte ich von der warmen, süßen Milch probieren, nach dem



25.02.1949

ich lange genug gebettelt hatte. Am Küchen-tisch lernte ich Blaupapier kennen, als meine Mutter den Kaufvertrag für den Vorwerk-Staubsauger unterschrieb und ich während der Vorführung des Gerätes die vielfältigen Funktionen von der Trockenhaube bis zum Zerstäuber für die Möbelpflege ungläubig staunend erlebte

Auf die Chaiselongue unter der Dach-schräge flüchtete ich mich, wenn ich Angst hatte, und Angst hatte ich immer, wenn meine Mutter zum Einkaufen ging und mich mit dem Versprechen allein ließ, bald zu-rückzukommen. Ich steckte den Daumen in den Mund und wälzte mich mit dem Oberkörper so lange hin und her, bis ich müde in Schlaf fiel. Mein Rückzug auf die Chaiselongue brachte mir Lob ein, meine Mutter erwähnte gerne gegenüber Bekannten, wie brav ich sei; ich hörte es beschämt und winkelte dabei mein rechtes Bein ab und streckte es nach hinten. Ich konnte mich später nicht mehr erinnern, ob ich meine Angst je meiner Mutter mitgeteilt hatte. Viel spricht dafür, dass ich es nicht tat; sie erzählte mir später, sie habe mir einmal im Laufstall für nachhaltigen Trotz eine ordentliche Tracht Prügel verpasst, danach sei alles viel einfacher mit der Erziehung ge-

wesen. Und weil Paul, der ältere Bruder, schon für genügend Unruhe sorgte, hielt ich mich mit der meinen zurück.

In der anderen Wohnung auf dem Dachboden wohnte ein altes Ehepaar. Sie hießen Hinz und waren unfreundlich und verschlossen. Ich wich ihnen aus, so gut es ging und nicht immer erfolgreich, weil die Gemeinschaftstoilette eine halbe Treppe tiefer lag. Ein paar Mal war ich auch in ihrer Wohnung, angelockt durch die unwiderstehliche Anziehungskraft einer Knusperhäuschenhexe. Die Angst vor der Frau wurde durch Neugier und Erziehung aufgehoben – Erwachsenen gehorcht man, wenn auch zitternd und widerstrebend. Ich kam heil wieder aus der Wohnung heraus, hatte sogar eine Suppe zu Mittag bekommen und mit fremden Tischmanieren Bekanntschaft gemacht: Der Mann legte beide Arme auf den Tisch, beugte das Kinn in Tellerrandnähe und löffelte die Suppe schlürfend.

Später wurde auf dem Boden noch ein dritter Holzverschlag gebaut, in den eine junge Schneiderin, Frau Schröder, einzog. Frau Schröder war die Tochter des Akku-Dienstes aus der Augustastraße. Ihre Wohn-Arbeits-Küche war größer als die Küche meiner Eltern, aber dafür war ihr Bett lediglich durch einen Vorhang abgetrennt, hinter dem sich auch die Kundinnen zur Anprobe umzogen. Bei Frau Schröder lernte ich den Magnetismus kennen. Mit dem U-förmigen Gebilde durfte ich den Boden absuchen und mich an den Stecknadeln freuen, die mir entgegenflitzten, sobald ich ihnen zu nahe kam. Ähnlich aufregend war das Befüllen des schweren Plätteisens mit glühenden Kohlen. Später gab es ein elektrisches, dafür wurde in die Fassung der von der Decke baumelnden Glühbirne ein Ochsenkopf mit zwei Steckkontakten eingeschraubt.

Sechs Jahre meines Lebens wohnte ich auf dem Dachboden. Den Hinterhof betrat ich nur selten; es gab dort nichts zu spielen und ich hatte auch nichts, was ich zum Spielen hätte mitnehmen können. Am liebsten schaute ich vom Treppenabsatz durch das Fenster in den Hof. Ob ich freiwillig in den Hof wollte oder mit der Kohlenschütte in den Keller geschickt wurde, bedeutete einen gewaltigen Unterschied. Auf dem Weg in den Keller wuchs die Beklemmung ab der ersten Etage, im Erdgeschoss schaute ich mich vorsichtig um und plante den weiteren Gang in den Keller, in dem es kein elektrisches Licht gab. Das Öffnen

der Kellertür, die Stufen hinab in das Halbdunkel, den Kellerverschlag öffnen und die Schütte füllen, abschließen, die Stufen hinauf – alles vollzog in mühevoll unterdrückter Panik, zwischen zwei Herzschlägen. Erst zurück in der ersten Etage fühlte ich mich sicherer, und wenn ich vom dritten Stock zum Dachboden hochstieg, klopfte mein Herz vor Anstrengung.

Straßen (1950 – 1957)

Als ich mit vier Jahren in den Kindergarten kam, öffnete sich für mich das Leben außerhalb des Dachbodens und verlagerte sich, nach dem ich erst einmal herab war, mit jedem Jahr mehr auf die Straßen.

Das Mietshaus mit dem ausgebauten Dachboden stand in der Lange Straße. Vier Straßen liefen den Goldberg entlag, die Augustastraße, die Bismarckstraße, die Lange Straße und darüber, schon in halber Höhe, die Eugen-Richter-Straße. Sie teilten mit den bergwärts führenden Querstraßen mein Leben in Häuser-Rechtecke mit jeweils eigenen Erlebnissen und Empfindungen, oder einfach in Unterschiede wie hell und dunkel - hell am Anfang der Lange Straße, wo von der Grünstraße aus ein weiter Blick über die tiefer liegende Innenstadt und zu den anderen Berghängen der Stadt möglich war, und dunkel zu ihrem Ende, wo sich der Goldberg steiler den Häuserreihen näherte und sie an die Hochöfen der Hasper Hütte drängte.

Auf beiden Seiten der Lange Straße reihten sich über vielleicht hundert Meter Ladenlokale in Altbauten mit dunkelgrau verschmutzten Fassaden aneinander. Mit einigen Geschäften verbanden sich für mich besondere Eindrücke, entweder vom Einkaufen oder vom täglichen Vorbeigehen an den kaum wechselnden Schaufensterauslagen, die ich trotzdem immer wieder neugierig betrachtete. Eine Ausnahme blieb das Textilhaus Schäfer, es zählte für mich nicht als Geschäft, sondern als das Parterre des Mietshauses, in dem wir wohnten.

Linker Hand, über die Mauerstraße hinweg, gab es auf der Lange Straße einige Neubauten mit einem Tapetengeschäft. Über zwei Schaufenster und die Eingangstür reichte das Schild mit mächtigen Buchstaben: *Tapeten - Linoleum - Balatum*. Mein Vater kaufte dort die Tapeten und den neuen Balatum-Teppich für die Küche, als wir vom Dachboden in die Bismarckstraße umzogen, gleich um die Ecke in ein anderes Häuserrechteck. In der neuen Wohnung wurden die Tapetenrollen für die Wohnküche, das Schlafzimmer der Eltern und das Kinderzimmer beschnitten. Ein schmaler Rand musste weg, damit die Muster aneinander passten. Mein Vater verwendete eine große Schere, die er Tapezierschere nannte, und ich die kleinere Haushaltsschere. Nach der langweiligen Arbeit blieben meterlange Streifen übrig, die zum Aufrollen verführten. Wenn ich sie hart aufwickelte und in der Mitte mit zwei

Fingern angefasste, schnurrten die Rollen selbständig ein Stück ab. Dieses Spiel war für mich der Lohn der Mühe.

Mein Vater erwähnte beim Tapeteneinkauf, als der Kassenzettel ausgeschrieben wurde, er sei vom Fach und erhielt daraufhin einen Preisnachlass. Ich verstand als Sechsjähriger noch nichts von Rabatten; ich verstand allerdings, dass mein Vater nicht arbeiten ging wie andere Väter, weil ich die Lähmung der linken Hand und des linken Fußes sah. Ein Granatsplitter sei aus Vaters Kopf entfernt worden, erzählte mir meine Mutter, eine Verwundung aus dem Krieg, und bei der Operation sei die Lähmung zurückgeblieben. Den Krieg konnte ich nicht sehen und begreifen, auch nicht an den zerstörten Häusern und Trümmergrundstücken, die jetzt hastig zugebaut wurden und damit die interessanten und immer mit ein wenig ängstlicher Gefahr verbundenen Spielflächen verkleinerten.

Ich wurde von meiner Mutter schon recht früh zum Einkaufen geschickt; mit fünf, als Ulrich geboren wurde und ich nun regelmäßig Besorgungen erledigen musste. Der kürzeste Weg vom Dachboden führte in das Nebenhaus in die Bäckerei. Dort kauften wir das Brot, längliche Dreipfünder und immer *zum Anschneiden*, was bedeutete, dass der Laib schon ein oder zwei Tage im Regal lag und, wie meine Mutter nicht müde wurde zu erklären, gesünder für die Zähne war. Das Anschneiden durfte ich sofort in der Bäckerei erledigen lassen. Die Brotschneidemaschine lärmt wie die Dreschmaschine meines Onkels auf dem Hof im Münsterland, sobald das Gitter über den Brotlaib gelegt wurde. Die Enden des Brotes, der Knapp, waren besonders knusprig und lecker. Ich knibbelte beim Treppensteigen gerne am Knapp, auch wenn ich mir dabei ein schlechtes Gewissen einhandelte. Wenn meine Mutter die Knibbelspuren entdeckte, schüttelte sie meistens missbilligend den Kopf, aber ab und zu lachte sie über meine Hartnäckigkeit und ich durfte den Knapp behalten.

Ebenfalls nebenan, nur wenige Schritte von der Haustür nach rechts, lag die Metzgerei. Hier dauerte das Einkaufen oft länger als gewöhnlich, weil die Frauen vor der Theke mich gerne übergingen, sie mussten nicht wie ich nach oben schauen und sich bemerkbar machen. Einmal bestellte ich ein Pfund *Schweine nackt* und ergänzte vorsichtig: *mit Hose*. Lachend schickte mich die Verkäuferin unverrichteter Dinge nach Hause. Das moralische Empfinden beim Fleischeinkauf stand vielleicht mit dem Etikett des *Kröver Nacktarsch* im Fenster des Wein-

handels an der Ecke zum Wilhelmsplatz in Verbindung. Ich betrachtete das Weinetikett nicht nur einmal und immer mit Neugier und dem Gefühl, dass die Darstellung des Kellermeisters, der seinen Kellerjungen das entblößte Hinterteil versohlte, unanständig sei.

Die Lebensmittel kauften wir in einem kleinen Laden an der Kirche. Dieser Weg, die Lange Straße entlang und am Wilhelmsplatz vorbei, war für mich der längste. Die Ladenbesitzerin nahm den Einkaufszettel entgegen, holte die Waren aus den Regalen und stellte sie vor mir auf die Theke, schrieb die Preise auf den Zettel, säuberlich in der vorgegebenen Reihenfolge, addierte auf und fragte nach dem Geld. Ich reichte ihr das Portemonnaie und erhielt es mit Einkaufszettel und Wechselgeld zurück. Dann durfte ich mir aus einem Karton ein kleines Spielzeug aussuchen, eine Figur oder ein Tier aus Plastik, die sich im Laufe der Zeit zu einem Bauernhof ergänzten. Einmal suchte ich das Portemonnaie beim Bezahlen vergeblich. Hatte ich es vergessen oder verloren? Ich bekam den Einkauf auch ohne Geld mit, nur wog die Tasche auf dem Nachhauseweg doppelt schwer. Die ahnungsvolle Miene der Ladenbesitzerin trog nicht – meine Mutter machte mir schwere Vorwürfe, das Geld vertrödelt zu haben. Ich konnte mich nicht erinnern, auf welche Weise ich das Portemonnaie verloren hatte. Von da an durften wir beim Einkaufen anschreiben.

Mehrere Lebensmittelgeschäfte lagen näher zur Wohnung als der Laden an der Kirche, meine Mutter hatte aber dort schon eingekauft, als sie selbst von ihren Eltern geschickt wurde. Als ob diese Treue ein ehernes Gesetz sei, fühlte ich mich unwohl und fremd, wenn Vergessenes in einem der näher liegenden Geschäfte besorgt werden musste. Nie kauften wir allerdings gegenüber auf der anderen Straßenseite in dem Lebensmittel-Filialgeschäft von Otto Mess ein. *Otto Mess, mit zwei s, mit zwei o, macht uns froh*, sang ich mit den anderen Kindern den im Schaufenster hängenden Werbespruch nach.

In der Drogerie neben Otto Mess versuchte ich für fünf Pfennig Haumichblau zu erstehen. Ich ging erst nach langem Zureden meiner



Christian-Rohlfs-Straße mit Otto-Mess-Laden Ecke Lange Straße

Eltern und mit Zweifeln, ob sie sich nicht doch einen Scherz mit mir erlaubten. Das Lächeln des Drogisten, als ich das Geschäft verließ, konnte ich nicht mehr vergessen. Auch die fünf Pfennig, die ich zur Wiedergutmachung behalten durfte, trösteten mich nicht.

Über die Lange Straße fuhr die Straßenbahn zweispurig durch das Viertel, am letzten Stück, auf dem sich die Bahnen nicht mehr begegneten, einspurig. Die Straßenbahn beherrschte den Verkehr, bis auf das



Lange Str. Ecke Palmkestr.

eine Mal, wo sie durch mich aufgehalten wurde, als ich mich nach einem sonntäglichen Kirchgang im Streit mit meinen Eltern breitbeinig auf die Schienen stellte, mich vornüber beugte und

die Hände in die Knie stemmte. Bockig trotzte ich dem Klingeln der Bahn, bis mich ein gleichaltriges Mädchen an die Hand nahm und zurück auf den Bürgersteig führte.

Die ersten Straßenbahnfahrten machte ich mit meiner Mutter zum Bahnhof. Dort stieg ich zusammen mit anderen Kindern in einen Bus, der uns in ein Erholungsheim am Rande der Stadt brachte. Abends fuhr der Bus den gleichen Weg zurück zum Bahnhof, wo ich von meiner Mutter wieder in Empfang genommen wurde. Warum diese vier Wochen andauernde Erholung notwendig war, blieb mir unklar. Gesundheitlich schien mir nichts zu fehlen, im Gegenteil - ich war ein wenig pummelig für mein Alter, was der Patenonkel meines Bruders Paul scherzhaft übertrieben mit der Bemerkung *Da kommt ja der kleine Bierbrauer* kommentierte. Ich war froh, als die Erholungszeit vorbei war. Noch nie zuvor war ich den ganzen Tag von meiner Mutter getrennt gewesen. Die Schwestern im Heim blieben mir als Wachpersonal im Gedächtnis, die während der verordneten Mittagspause auf absolute Ruhe achteten. Wer sich, wie ich, von einer Seite auf die andere bewegte, weil er nicht schlafen konnte, oder mit dem Nachbarn flüsterete, dem es ähnlich erging, wurde unerbittlich mit dem Ausschluss aus

der Gemeinschaft bestraft – die Umbettung in einen Nebenraum, mit gleichen grauen, aber verschlissenen Decken auf den Liegen.

Ich war sechs, als wir in die Bismarckstraße umzogen, in den dritten Stock eines Neubaus mit einer hellen, glatt verputzten Fassade. Die Toilette lag nun innerhalb der Wohnung und ich schlief mit meinem älteren Bruder Paul in einem eigenen Zimmer, der einjährige Ulrich im Schlafzimmer der Eltern. Das Kinderzimmer verblasste später in meiner Erinnerung, dagegen blieb die Wohnküche lebendig. Da war der gleiche Tisch wie auf dem Dachboden, an dem ich meine Hausaufgaben machte, der breite Emaille-Kohlenherd mit dem umlaufenden Griff und den daran hängenden Trockentüchern, die Kohlenschütte neben dem Herd, und freitags abends die Zinkbadewanne. Einer nach dem anderen wurde darin gesäubert, bis sich aus Fett und Schmutz rundum ein seifiggrauer Rand gebildet hatte. Während der sommerlichen Waschwochen wurde die Badezeremonie schon mal nach unten in den Keller verlegt, wo wir in das Steinbecken mit der warmen Seifenlauge eintauchen mussten.

Der Umzug von der Lange Straße in die Bismarckstraße änderte für mich die Einkaufsgewohnheiten. Ich wurde jetzt häufiger eine Straße tiefer in ein Milchgeschäft geschickt. Bei diesen Gängen lernte ich spielerisch die Fliehkraft kennen. Die Milchkanne ließ sich wie ein Riesenrad im Kreis schwingen, ohne dass die Milch herauslief. In diese Zeit fielen auch die ersten Ungenauigkeiten bei der Abrechnung der Einkäufe. Die anderen

Kinder in der Schule konnten sich am Kiosk am Wilhelmplatz für einen Fünfer fünf Bonbons kaufen oder für einen Zehner eine Wundertüte. Wundertüten hielten nicht immer, was ich von ihnen erwartete, deshalb gab



Sommer 1953: Schulhof Pelmkeschule

ich den veruntreuten Zehner lieber für eine Süßigkeit aus, die wie eine Zahnspange am Gaumen saß und längeren Genuss versprach. Mit einer solchen Süßigkeit im Mund balancierte ich wie schon viele Male

vorher über die von den Marktleuten um einen Treppenabgang herum gelegten Bretterstapel für die Verkaufstische. Die Treppe führte in einen unter dem Wilhelmsplatz liegenden, mit einer Eisentür verschlossenen Raum, von dem ich nicht wusste, welche Bedeutung er hatte.

Ich konnte mich weder an den Fall selbst noch an die Zeitspanne erinnern, die ich bewusstlos vor der Tür lag. Niemand hatte meinen Sturz bemerkt. Mit benommenem Kopf machte ich mich auf den Heimweg. Alle zehn Meter blieb ich stehen, um an der Süßigkeit zu lutschen, die ich zu Hause nicht mehr im Mund haben durfte; sie einfach auszuspucken, kam mir nicht in den Sinn. Das schlechte Gewissen verbot mir, meiner Mutter über den Sturz zu berichten.

Das Größerwerden auf der Straße und die Schule brachten mich zum Fußballspiel. Ein Ball war ein einfach verfügbares Spielgerät und den Verkehr auf der Straße beherrschten wir Kinder per Zuruf – *ein Auto!* In der Schulklasse gab es Kameraden, die über einen richtigen Fußball verfügten, mit dem nachmittags auf dem Schulhof der Palmkeschule gespielt wurde, wenn der Hausmeister uns nicht verjagte. Zwischen dem Schulhof der katholischen Palmkeschule und dem der angrenzenden evangelischen Schule verlief eine Regenwasser-Rinne. Auf der anderen Seite dieser Rinne spielten in den Pausen Kinder, die anders glaubten als wir. Ich war froh, dass ich zur richtigen Seite gehörte, wenn auch durch Zufall. Später lernte ich, dass mit der Geburt noch nichts verloren war, denn es gab die Möglichkeit, jederzeit auf die richtige Seite zu wechseln. Auf dem Schulhof allerdings wurde die Demarkationslinie respektiert, ihr Überschreiten zog Verteidigungshandlungen der Gegenseite in Form von Beschimpfungen oder aktiven Angriff - Verjagen - nach sich. Beim Fußballspielen war die Regenrinne die Mittellinie. Natürlich konnten wir beide Schulhöfe nur nutzen, wenn die Evangelischen nicht selbst zum Fußball antraten.

Haushoch gewannen wir den Vergleich mit der Parallelklasse auf dem Sportplatz an der Rehstraße. 11:2! Auch für die Gegentore mussten wir selbst sorgen - sie gingen auf meine Kappe. In einem Gedränge verlor ich die Übersicht und schoss unhaltbar ein. Ich war in die Verteidigung gestellt worden und man hatte mir eingeschärft, so kräftig wie möglich vor den Ball zu treten, wenn er vor meine Füße rollen würde. Dann verursachte ich noch einen Handelfmeter, der heftig diskutiert wurde, weil meine Mitspieler einen Reflex reklamierten, mit

dem ich mein Gesicht schützen wollte. Es blieb bei der Entscheidung des Schiedsrichters und dem doppelten Makel.

Mit einem in der Gosse aufgelesenen Tennisball spielte ich auf dem Bürgersteig vor dem Haus in der Bismarckstraße mit einem Nachbarjungen aus dem Neubau gegenüber Tore schießen - ein kurzer Anlauf, antäuschen, schießen. Ich nutzte die Hauswand geschickt als Bande und war darum der Erfolgreichere. Mit dem Nachbarsjungen - er hieß mit Nachnamen Kramer - fühlte ich mich neben meiner Überlegenheit, den Tennisball besser in die Torecken zu platzieren, noch durch den Umstand verbunden, dass er eine Schwester hatte. Ich mochte das Mädchen. Wenn sie auf der Straße war, musste ich nicht mit ihrem Bruder Fußball spielen, oder ich verlor absichtlich, um dann sagen zu können, dass ich keine Lust mehr hätte. Wie ich es auch anstellte, die erwünschte Freundschaft stellte sich nicht ein, und mancher Blick aus dem Kinderzimmer über die Straße in Kramers Fenster blieb vergebens.

Mehr Mühe beim Fußball hatte ich mit meinem Klassenkameraden Wolfgang Sommer. Der abschüssige Bürgersteig der Sternstraße hatte eine gute und eine schlechte Seite, aber Wolfgang war oben wie unten gut und ich musste, wenn ich unten spielte, häufig dem Ball nachrennen, was ich bald leid wurde. Eines Tages nahm Wolfgang mich in die Wirtschaft um die Ecke mit, wo sein Vater Fernsehen guckte. Der Schankraum war voller Menschen und Rauch. Auf einem kleinen Bildschirm an der Wand spielten Männer Fußball, die von dem Sprecher als Deutschland - das waren wir - und Türkei bezeichnet wurden. Wir gewannen 4:1. Ein paar Tage später verloren wir 3:8 gegen Ungarn, mit einem verzweifelten Kommentator, der mit dem Trainer wegen der Aufstellung der Mannschaft haderte. Zwei Wochen später prangte am Kiosk am Wilhelmsplatz eine dicke Schlagzeile: 3:2 - Deutschland ist Weltmeister! Ein Held namens Helmut Rahn hatte das Siegtor geschossen und begründete bei mir eine tiefe Zuneigung zu Rot-Weiß Essen, gleichzeitig löste er ein Hochgefühl aus - wir waren die Besten auf der Welt. Nichts anderes konnte das Wort *Weltmeister* bedeuten. Auch wenn ich nicht einschätzen konnte, wie groß die Fußballwelt war, das Gefühl von Stolz vergaß ich nicht mehr.

Am anderen Ende der Bismarckstraße, in Richtung der Schule, wohnte Friedel Wiesemann, mit dem ich eine Gelegenheitsfreundschaft pflegte, die nichts mit Fußball zu tun hatte. Friedel war rotzfrech

und immer fröhlich, und er stand mir bei, wenn es bei den unvermeidlichen Händeln auf dem Schulhof oder der Straße brenzlich zu werden drohte. Friedels Vater war Schrotthändler, oder Lumpenhändler, wie es im allgemeinen Sprachgebrauch hieß. Friedel brachte der Beruf seines Vaters gelegentlich abfällige Bemerkungen ein oder das Spottlied *Lumpen, Eisen, Knochen und Papier, ausgeschlagene Zähne sammeln wir*. Auf solche Angriffe reagierte Friedel handfest und er stärkte damit sein Durchsetzungsvermögen. Wiesemanns wohnten in der ersten Etage eines Gebäudes über den Büros, den Hof mit Metallschrott und Bergen von Papierabfällen vor der Tür; nicht die erste Wohnadresse, und meine Eltern waren daher skeptisch, ob der Sohn eines Lumpenhändlers der richtige Umgang für mich sei. In die Wohnung gelangte man über eine Außentreppe. Sie war geräumig und modern eingerichtet und eine Haushälterin besorgte die tägliche Arbeit für Frau Wiesemann, Friedel hatte sein eigenes Zimmer und er besaß eine Fleischmann-Modelleisenbahn. Die von Friedel ausgehende Anziehungskraft lag im Gegensatz zwischen dem verachteten Beruf des Vaters und dem Wohlstand, der damit verbunden war. Mit Schrott lässt sich Geld machen, lehrte mich Friedel, insbesondere mit Blei. Was ich anschleppte, brachte stets weniger, als ich gehofft hatte, und herrenloses Blei war nicht aufzutreiben. Friedel zeigte mir, wie es gemacht wird: In einem unbeaufsichtigten Moment nahm er ein Stück Bleirohr vom Hof und verkaufte es dem Platzmeister am Eingang ein zweites Mal.

Friedels wesentlich ältere Freunde auf der Straße waren mir nicht geheuer. Da fiel auch mal das Wort *ficken*. Ich kannte das Wort nicht, stufte es aber sofort als schlimm ein. Die Blöße, nach der Bedeutung des unbekanntes Wortes zu fragen, gab ich mir nicht.

Meine erste Freundin hieß Ingeborg und war eine Schulkameradin. Weil ich in der Schule gut folgen konnte und daher anfällig für Unaufmerksamkeiten war, wurde ich von der Lehrerin unter großem Gelächter auf die Mädchenseite neben Ingeborg strafversetzt. Ingeborg zeigte von Anfang an großes Interesse an mir. Ich fühlte mich geschmeichelt und revanchierte mich mit Hilfestellungen beim Rechnen. So blieb es nicht aus, dass ich meinen Heimweg änderte. Ob ich die Lange Straße geradeaus und über den Wilhelmsplatz zur Bismarckstraße ging oder mit Ingeborg die Bachstraße hinunter bis zur Augustastraße - das war ein Zwei-Minuten-Umweg, aber dreißig Minuten, wenn ich mit Ingeborg ging. Sie wohnte am Bodelschwingplatz,

fast in einer anderen Welt auf der anderen Seite der breiten Eisenbahnstrecke und von der Augustastraße nur durch einen Fußgängertunnel erreichbar. Am Fußgängertunnel endete der gemeinsame Teil des Heimweges vor einer Plakatwand mit einem Schwätzchen. Eines Tages drängte ich unruhig auf Verabschiedung. Ingeborg empfahl mir, doch einfach hinter die Plakatwand zu gehen. Ich zögerte, mir war Ingeborg reges Interesse an der Beobachtung des Vorganges nicht geheuer. Nach längeren Verhandlungen nahm Ingeborg mich schließlich mit nach Hause und ich ging ordentlich zur Toilette. Danach spielten wir Einkaufen. Ingeborg besaß eine Kasse, in der die eingetippten Beträge auf Täfelchen in der Anzeige erschienen und die unter Gebimmel das Geldfach öffnete, wenn die Kurbel gedreht wurde.

Zu Hause erwartete mich das übliche Donnerwetter wegen verspätetem Heimkommen von der Schule. Trotz des Wissens um den begangenen Ungehorsam und die unausweichlichen Konflikte war mir die Trödelei nicht auszutreiben.

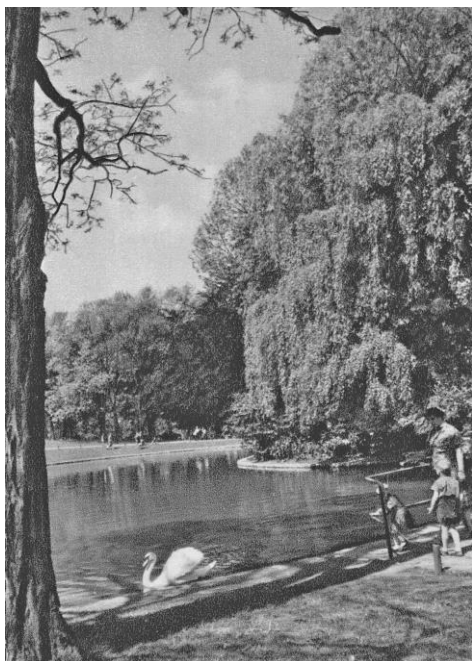
Die Freundschaft mit Ingeborg ließ mit der Rückversetzung in die Reihen der Jungens nach. Richtig verliebt war ich in die junge Lehrerin, Frau Deitmer. Wie liebt ein Neunjähriger in der vierten Klasse? Nicht anders als die Erwachsenen. Ein Gefühl der Zuneigung machte sich in mir breit und der Wunsch, die Nähe in den vormittäglichen Schulstunden möge für immer andauern und sich womöglich noch verstärken.

Die Querstraßen – das waren die den Goldberg hinauf laufenden – bekamen für mich Bedeutung als Verbindung zu anderen Menschen und weiter entfernt liegenden Spielplätzen. In der Christian-Rohlf's-Straße wohnte mein erster Freund, Andreas Schäfer, in einer ebenso engen Wohnung wie die meiner Eltern, allerdings mit einer Oma dazu. Die Küche in diesem Neubau war viel kleiner, dafür gab es ein Wohnzimmer. Mit Andreas saß ich in der Küche und spielte Tipp-Kick-Fußball oder Stadt-Land-Fluss. Nie vergaß ich, wie ich von Andreas Vater, dem Gewerbelehrer, gelobt wurde, dass ich *Österreich* richtig schreiben konnte - mit zwei *r*. Nie wieder wurde ein Winter so schön wie der, in



dem ich mit Andreas auf dem Hof des Hauses einen Schneemann baute und wir zu zweit gegen eine ganze Meute Kinder aus der gegenüber liegenden Moltkestraße eine Schneeballschlacht gewannen, die bis in die Dämmerung dauerte. Allerdings lagen die Hinterhöfe der Moltkestraße tiefer, so dass wir einen strategischen Vorteil hatten, der unsere Unterzahl wettmachte.

In der Moltkestraße ritten Zorro und Fuzzy durch die Lichtburg. Ich lernte sie nicht auf der Leinwand kennen, sondern durch die großen Fotos in den Schaukästen und auf den Werbeplakaten der Litfaßsäulen. Als Schneewittchen mit den sieben Zwergen gastierte, durfte ich erstmals hinein in diese geheimnisvolle Welt. Neugierig war ich immer schon gewesen, aber ich vermisste das Kino nicht. Eine Querstraße weiter, in der Roonstraße, fühlte ich mich dahingegen regelrecht ausgeschlossen. Dort wohnte Dorothea Fromm, die Freundin meines drei Jahre älteren Bruders Paul. Mit allerlei Tricks und falschen Versprechungen hängte Paul mich ab, um zu seiner Freundin zu gehen. Manches Mal enttäuscht scheute ich mich nicht, bei Fromms anzuschellen, wo ich Paul vermutete. Warum sollte ich nicht dabei sein, zumal Dorothea und ihre Mutter immer recht freundlich zu mir waren? Was ich nicht ahnte war, dass ich mit meinen zehn Jahren noch zu jung war, um an den Spielen von Dorotheas Mutter teilzunehmen. Und ich verstand nicht, warum ich Paul unter der Bettdecke zeigen sollte, ob da unten schon Haare waren und eine andere Flüssigkeit austreten konnte.



Wenn ich mit Paul und dessen Freund Korki spielte, dann gingen wir häufig in den Stadtgarten. Es war nicht der öffentliche Spielplatz, der uns zu zehn Minuten Fußmarsch über eine der Querstraßen aufwärts reizte, sondern die *Tote Oma*, ein abseits gelegenes Brach- und Trümmergrundstück. Niemand wusste, woher der Name stammte – der Platz hieß einfach so. Die Tote Oma war mit Sträuchern und kleinen Bäumen bewachsen, mal dicht beieinander, mal weiter auseinan-

der, kleinste Lichtungen schaffend, die sich hervorragend zu ver-schwiegenen Verstecken eigneten, zum Anschleichen und Überfallen. Aus Zweigen ließen sich Flitzebogen und Pfeile, Blasrohre und Pfeifen schnitzen. Ich besaß ein Fahrtenmesser, seit ich in der Jungschar war, ein kleines zwar, weil die Eltern über diese notwendige Anschaffung nicht sonderlich erbaut waren, aber ausreichend, um dünne Äste zu bearbeiten und Pfeile anzuspitzen. Wenn wir wieder einmal zu spät nach Hause kamen und die obligatorische Frage gestellt wurde, wo wir denn herkämen, hieß die kleinlaute Antwort: Von der Toten Oma. Da-nach mussten wir die neuen Schrammen an den Lederhosen mit Speck und Schuhwichse bearbeiten.

Die sonntagnachmittäglichen Familienspaziergänge durch den Stadtgarten, an der mit heimlichen Blicken bedachten Toten Oma vor-bei und um den Ententeich herum, waren im Sommer eine langweilige Pflichtübung. Im Winter verwandelte sich der Stadtgarten mit seiner Hanglage am Goldberg in ein Paradies zum Schlitten fahren. Bei anhal-tender Kälte blieb nicht nur der Schnee länger liegen, auch der Enten-teich fror zu. Dann holte Paul seine Schlittschuhe aus dem Keller. Mit einem öligen Lappen entfernte er den oberflächlichen, von der Feuch-tigkeit des letzten Winters angesetzten Rost bis auf einen, in jedem Jahr anwachsenden Rest. Mit der elterlichen Ermahnung an Paul, auch mich laufen zu lassen und den Vierkantschlüssel zum Verstellen der Schlittschuhe nicht zu verlieren, machten wir uns auf den Weg in den Stadtgarten.

Ich bekam die Schlittschuhe, wenn ich lange genug gebettelt und am Ende gedroht hatte, bei den Eltern zu petzen. Einige Male revan-chierte sich Paul und gab mir die Schlittschuhe, behielt aber den Vier-kantschlüssel für sich. Wenn ich die Schlittschuhe endlich an meine Schuhgröße angepasst hatte, machte das Laufen kein Vergnügen. Nicht nur, dass ich ständig fiel, auch die Schlittschuhe fanden an den Sohlen der Sommerschuhe mit dem dreiviertel hohen Schaft keinen richtigen Halt.

Mehr Spaß machte die Schlittenfahrt über die Wiese vom Enten-teich herunter, eine Strecke von vielleicht einhundert Metern. Die ers-ten, sehr abschüssigen Meter von oben sorgten für Tempo und sie mussten am Ende kräftig mit den Füßen bremsen, damit der Schlitten überhaupt zum Stillstand kam. Nach dem Fahrvergnügen zogen sie den Schlitten für die nächste Zwanzig-Sekunden-Abfahrt mühsam ge-

gen das Bahn-frei-Geschrei der Herabrodelnden bergauf. Zu beschwerlich für diese kurze Fahrt, wie Paul und sein Freund Korki fanden, die richtige Abfahrt sei der Weg von oben aus dem Wald herunter, da hätten sie genügend Schwung für das flachere Stück am Ententeich vorbei, um dann in den gewohnten Abhang einzubiegen und weiter hinunter zu sausen. Mir leuchtete das ein. Herumzustehen und auf Paul und Korki zu warten, die Füße in Bewegung und warm zu halten, war langweilig, und der Schlitten für Drei sowieso groß genug.

Der Weg durch den Wald war mit Schlaglöchern, Felssteinen und Wurzeln durchsetzt, für eine Schlittenfahrt recht schwierig. Ohne Steuermann würden sie die gewundene Strecke nicht schaffen, meinten Paul und Korki, also müsse Paul vorne sitzen und mit den Schlittschuhen steuern. Der Dreierbob machte Fahrt, knallte in einer leichten Linkskurve mit einer Kufe gegen einen Steinbrocken und stürzte um. Korki und ich rappelten uns hoch, nur Paul blieb am Boden liegen und stöhnte. Der Schlitten sei ihm über das Bein gefahren, klagte er. Alle Versuche, ihn auf die Beine zu stellen, beantwortete er mit Schmerzensschreien. Ich holte den Schlitten zurück, der ein Stück des Weges allein genommen hatte, und wir zogen den jammernden Paul nach Hause. Das Donnerwetter gab es erst nach der Versorgung des gebrochenen Beines. Paul und Korki, dieses Gespann war den Eltern mit all dem Ärger über ständiges Ausbleiben und verdreckte Jacken, Hemden und Hosen ein rotes Tuch.

Zwischen Bachstraße und Palmkestraße stieg die Lange Straße ein kurzes Stück an. Von dieser höheren Stelle aus regierte die St.-Michaels-



Kirche das Stadtviertel. Sie hatte im Krieg ihre lange Turmspitze verloren. Der Kirchturm ähnelte nun einem Burgturm – eine feste Burg ist unser Gott, sangen die Gläubigen in der Kirche.

Schon die symmetrisch nach rechts und links von der Straße auf den

Kirchenvorplatz führenden Stufen bedeuteten eine Unterwerfung, auch wenn mir das damals nicht so bewusst war – Strenge und Strafgericht waren meine vorherrschenden Eindrücke. Die Kinder saßen vorne in acht Reihen auf schmalen Bänken ohne Rücklehnen, rechts die Jungens, links die Mädchen. Die Kinderbänke standen in unmittelbarer Nähe der reichhaltig verzierten Kanzel, zu der eine geschwungene Treppe hinauf führte und die ein eigenes Dach besaß. Die Nähe zur Kanzel bedeutete für die sechs- bis zehnjährige Kinder nicht, dass die Predigten sie auch erreichten. Leider konnte ich nicht meinen eigenen Gedanken nachhängen, damit ich die beim Mittagessen unvermittelt gestellte Frage, was denn gepredigt worden sei, beantworten konnte. Solche Fragen der Eltern waren auch zur Christenlehre gefürchtet, die sonntags um 14 Uhr begann, ausgerechnet dann also, wenn im Nordwestdeutschen Rundfunk der Kinderfunk gesendet wurde. Die Christenlehre war ein halbstündiger Unterricht mit Gebeten und einem Frage-und-Antwort-Ritual zwischen dem Priester und den Kindern. Trotz der halben Stunde schien der Nachmittag durch den zusätzlichen Kirchgang verdorben, und selbst Schwänzen machte ihn durch das unvermeidliche Unrechtsgefühl und die Angst vor der Entdeckung zur Qual.

Nach der Erstkommunion gab es eine weitere sonntägliche Einschränkung für mich: Ich musste wie die Erwachsenen bis zur Kommunion nüchtern bleiben, durfte also drei Stunden vorher nichts mehr gegessen haben. Aus der Ernsthaftigkeit, mit der diese Regel befolgt wurde, schloss ich auf ihre Bedeutung und das Ausmaß der Schuld, die ich bei Nichtbefolgung auf mich laden würde. Nun gab es zwar mit der Beichte die Möglichkeit, eine etwaige Schuld abzutragen, aber ganz einleuchtend schien mir dieser ewig verzeihende Gott nicht, wo doch schon die weniger allmächtigen Eltern eine ständige Wiederholung der gleichen Fehler nicht guthießen. Dieser Prozess von Schuld und Schuldnachlass – wobei das Nachlassen der peinlichste Teil war – belastete mich mit vierwöchiger Erneuerung. Das waren schwere Gänge, die von der Bismarckstraße die Lange Straße entlang zur Palmkestraße führten, und schwere Kämpfe mit dem Gewissen, nicht um die gewöhnlichen Ungehorsamkeiten und Widerworte, sondern die kleinen Unterschlagungen der Pfennigsbeträge bei den Einkäufen. Sie wurden die übrige Zeit aus dem Bewusstsein verdrängt, denn für solche Todsünden konnte es kein Erbarmen geben. Für mich rückte damit der

Himmel in unerreichbare Ferne, stattdessen wurde mir Sonntag für Sonntag und im Religionsunterricht die Hölle als ewige Verdammnis verheißen. Ich fühlte mich dauerhaft schuldig und sah keine Möglichkeit, mich irgendwem zu offenbaren, denn alle Menschen, die ich kannte, lebten nach denselben Regeln, die einzuhalten er außerstande war.

Eine Vertiefung seines Konfliktes blieb mir erspart, weil ich nicht als Messdiener angenommen wurde. Ich sei zu klein, befand der Jugendvikar, der sich die Gruppe aus der Jungschar kritisch besah, und das Messbuch zu schwer. Messdiener zu sein bedeutete nicht nur im Altarraum im Gleichschritt mit anderen Messdienern und dem Priester zu gehen und im richtigen Augenblick zur Wandlung zu schellen, sondern auch, das Messbuch nach der Lesung zum Evangelium von links nach rechts auf dem Hochaltar zu tragen, über einige Stufen und zusammen mit dem Holzgestell, auf dem es aufgeschlagen lag.

Als Erwachsener ging ich im Traum manchmal die Lange Straße entlang, am Wilhelmsplatz vorbei, aber nicht weiter als bis zum Pfarrjugendheim gegenüber der Kirche. Als Kind kam ich noch ein paar hundert Meter weiter bis zur Ewaldstraße. Dort befand sich, mit schönem Ausblick auf die südwärts in den Goldberg tunnel fahrenden Züge, der Garten meiner Großeltern. Mein Vater half dort regelmäßig mit, er war die Landwirtschaft vom väterlichen Hof gewohnt und als Kriegsveteran ohne Arbeit für die Gelegenheit, sich nützlich zu machen, dankbar. Meine Mutter sah die Gartenarbeit mit gemischten Gefühlen; seit ihrer Kindheit war sie ihr als Fron über viele Tage und Stunden des Jahres verhasst. Meine Großeltern versorgten so weit wie möglich selbst mit Gemüse und Obst, obwohl der Großvater als Bundesbahn-Obersekretär sein Auskommen hatte. Er war es vom Eichsfeld, einer der ärmsten Landstriche Thüringens, nicht anders gewohnt. Bis auf Kartoffeln gediehen im Garten alle Sorten von Gemüse, auch Dill, Porree und Paulsilie, und die Räume dazwischen und an der Umzäunung waren mit Beerensträuchern bepflanzt. Stachelbeeren und Johannisbeeren zu pflücken machte mir keinen Spaß, und auch die Menge an Beeren, die ein kleiner Junge während des Pflückens zu essen vermochte, wurde von meinem argwöhnischen Großvater überschätzt. Mit dem Pflücken war die Arbeit nicht getan. Ich musste Erbsen aus

den Schoten pulen, Stangenbohnen schnippeln und Johannisbeeren von den Stielen streifen.

Ab dem dritten Schuljahr führte mich der Weg über die Lange Straße in die Pfarrbücherei. Ich las Grimms Märchen, die von Andersen, die deutschen Heldensagen, eine Kindergeschichte aus italienisch-österreichischen Kriegstagen, ich fragte nach Karl May, den mir die ehrenamtliche Bibliothekarin, Fräulein Wiegand, verwehrte, und bekam dafür Enid Blyton, *Die Burg der Abenteuer*. Ein verheißungsvoller Titel. Schon nach wenigen Metern draußen packte mich die Neugier und ich begann im Schein einer Straßenlaterne zu lesen. Weil ich nicht auffallen wollte, drückte ich mich in einen von der Straßenlaterne beleuchteten Hauseingang und las. Zwischendurch fiel mir der Heimweg wieder ein und ich ging los, aber nur, um bei der übernächsten Straßenlaterne in einem Hauseingang stehen zu bleiben und weiter zu lesen. Dieses Spiel wiederholte sich nun Woche für Woche. Nach der Burg kamen andere Abenteuer, darauf folgten 5 Freunde in allerlei kniffligen Situationen, danach die Abenteuer französischer Pfadfinder um Prinz Erik und die anderen »Spur-Bücher«. Die Kinderabteilung der Pfarrbücherei war damit so gut wie durchgelesen.

Acht Jahre später traf ich das Fräulein Wiegand während meiner Lehrausbildung bei der Akkumulatoren-Fabrik wieder. Die kleinwüchsige, mittelalterliche Dame arbeitete in der Registratur der Einkaufsabteilung und war dort häufig Ziel des Spotts ihrer Kollegen, weil sie aus ihren katholischen Überzeugungen keinen Hehl machte, oder wegen ihrer Verzweiflung, wenn trotz ihrer Gewissenhaftigkeit eine Wareneingangsmeldung unauffindbar blieb, besonders aber wegen der Fahrstunden, die sie absolvierte. Ob sie mich erkannte? Sie ließ es sich zumindest nicht anmerken und ich sprach sie nie auf die Zeiten an, in denen ich Stammkunde in der Pfarrbücherei gewesen war.

Der *zerstreute Professor* war neben dem *Bierbrauer* das andere Attribut, das mir in meiner Kindheit anhing. Ich ließ liegen, vergaß, hing gerne meinen Gedanken nach, und zwar nicht erst nach meiner Begegnung mit der Welt in den Büchern. Das Schönste am Leben lag eigentlich hinter der Realität und war darum unerreichbar. Ich träumte nicht nur beim Lesen, ich nahm den Traum in mich auf und band ihn in meine Wünsche und Hoffnungen ein, ich machte Sehnsucht daraus. Alltag waren die regelmäßigen krankheitsbedingten emotionalen Ausfälle meines Vaters und die noch unter dem weitläufigen Begriff *Ner-*

ven geführten Krankheiten meiner Mutter, die autoritären Großeltern, die materiellen Einschränkungen eines Fünf-Personen-Haushaltes, der mit einer Rente auskommen muss und in einer engen Drei-Zimmer-Wohnung lebte, von der im Winter nur die Wohnküche beheizt war.

Auch das Radio öffnete ein Fenster, durch das ich ein anderes unerreichbares Leben sah. Der Apparat war ein schwarzer Volksempfänger auf einem Wandbrett in der Küche. Als die Eltern dem Drängen nachgaben und Paul und mich von der Kinderlehre am Sonntagmittag befreiten, machte ich im Kinderfunk des Nordwestdeutschen Rundfunks Bekanntschaft mit Kalle Blomquist, dem Meisterdetektiv. Die Geschichte war spannend, und auch wenn ich sie im Laufe der Zeit vergaß wie die Geschichten aus den Büchern, blieb die Titelmelodie dieses Hörspiels haften. Die Melancholie eines anderen Liedes ergriff mich, als ich einmal allein zu Hause war, dermaßen, dass ich meine Eltern bei ihrer Rückkehr bestürmte, ob sie mir sagen könnten, was denn da im Radio gespielt worden sei. Ich summt ihnen vor, was mir im Gedächtnis haften geblieben war, aber sie kannten das Lied nicht. Die Melodie geriet in Vergessenheit, nicht aber das Ereignis und das damit verbundene Gefühl. Fast zwanzig Jahre später hielt ich eine Schallplatte in der Hand, einer der Titel war *La vie en rose*. Ich erkannte das Lied von damals - ein weißer Fleck auf der Landkarte meiner Erinnerungen verschwand.

Erinnerungen an andere Kinderträume blieben für immer blass. Zu Weihnachten fehlten mir Eindrücke, die sich in glänzenden Kinderaugen spiegeln. Wo stand der Tannenbaum auf dem Dachboden in der Lange Straße? Vermutlich gab es in meinen ersten Lebensjahren weder Christbaum noch Geschenke. Die Krippe und die beiden großen beleuchteten Bäume zu beiden Seiten der Kommunionbank in der St.-Michaels-Kirche und die Feierlichkeit des Gottesdienstes machten Weihnachten aus. Vorfreude auf das kommende Weihnachtsfest gab es nicht, nur eine unübersehbare Ankündigung: Die Geschäftsleute in der Lange Straße schmückten ihre Schaufenster mit silbernen Kugeln und Tannenzweigen und die Fassaden mit Girlanden aus Tannengrün und Glühbirnen, die Straßen waren von der Dämmerung bis in den späten Abend ein wenig heller als sonst beleuchtet. Die Lichter waren das Zeichen, nicht der Dezember mit seiner Kälte.

Wer von meinen Schulfreunden die Idee hatte, zu Helmert zu gehen, ist auch vergessen. Vielleicht Friedel Wiesemann, der als einziger

eine elektrische Eisenbahn besaß, oder Wolfgang Sommer oder Andreas Schäfer - einer sagte: Lass uns zu Helmert gehen. Das Spielwarengeschäft lag außerhalb unseres täglichen Lebensraumes in der Stadtmitte. Von der Grünstraße aus, am Ende der Lange Straße, gingen wir die Stufen hinunter durch einen schmalen Park und dann noch zweihundert Meter bis zur Elberfelder Straße, wo die wirklich großen Geschäfte mit mehreren Schaufenstern lagen. Helmert hatte zwei davon, die auch einen Blick in die Tiefe des Ladens zuließen – angefüllt mit Puppen, Steiftieren, Metallbaukästen, Brummkreiseln, Rollern, Ritterburgen, Indianerzelten, Brettspielen. Und ganz vorne - dafür war die Dekoration entfernt worden - die große Märklin-Anlage. Eine Traube von Kindern und Erwachsenen vor dem Fenster beobachteten die Züge, die aus Tunneln und von Bergstrecken hinunter in den großen Bahnhof fuhren und dort ruckartig zum Stehen kamen und dort später ebenso ruckartig wieder anfahren. Nur die Güterzüge durften ununterbrochen ihre Runden drehen.

Wir mussten ein wenig Beharrlichkeit aufbringen, um von hinten durch die Menge bis zum Schaufenster zu gelangen. Dann fuhr ich mit durch die kleine Welt von Faller-Häusern, den Berg hinauf zur Haltestation in der Nähe der Seilbahn und über verschlungene Kurven zurück zur Stadt und über die Weichenstraßen rumpelnd in den Bahnhof. Umsteigen. Ein anderer Zug nahm eine andere Strecke, aber wohin ich auch fuhr, ich kehrte stets in den Bahnhof zurück. Aussteigen.

Schnell erkannte ich die Regelmäßigkeit und verstand, warum die entgleiste Lok und die querstehenden Waggonen den Verkehr nicht aufhielten. Nur dieser Zug fuhr auf diesem Gleis. Auch die anderen Züge folgten immer gleichen Weichenstellungen und kamen sich nur scheinbar ins Gehege.

Die halbe Stunde vorne an der Schaufensterscheibe mit der Abenddämmerung im Rücken faszinierte mich. Ich lernte, was Illusion ist, ohne von ihr verführt oder aus dem Gleis geworfen zu werden; den Wunsch, ich könnte jemals eine so große Eisenbahnanlage mein eigen nennen, gab es nicht. Darum vergaß ich auch den Vorsatz, morgen wieder zu Helmert zu gehen. Was ich mitnahm, war die Liebe zu einer kleinen Welt, die man sich selbst schaffen kann.

Ich blieb ein Träumer auf allen Wegen und Gleisen, die mich durch das Leben führten.

